Die Tannhäusers... und ihre poetische Gestaltung ...

Jakob Nover

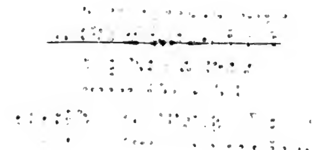

Dei
Sub Numin
Viget



Die Tannhäusersage
und ihre poetische Gestaltung.

Von

Professor Dr. Jakob Nover
in Worms a. Rh.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1897.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Unter den Burgen Deutschlands, die noch heute an die Blüthe und Romantik des Mittelalters erinnern, nimmt unstreitig die Wartburg im schönen Thüringerlande einen hohen Rang ein. Stolz und prächtig wie eine Krone auf waldeslockigem Bergeshaupte ragt das nach den Plänen des Hofbauraths Dr. v. Ritgen unter der Leitung des Baumeisters Dittmar seit 1852 restaurirte Schloß in die Lüfte und ist alljährlich der Zielpunkt von Tausenden von wanderlustigen Touristen. Es sind nicht bloß die Reize der ewig morgenfrischen Natur, die uns in unvergänglicher Schönheit in den benachbarten Thälern und Schluchten, wie im Annathal und in der Landgrafenschlucht, entgegenlachen, nein! es sind vor allen Dingen die großen geschichtlichen Erinnerungen, es ist der Nimbus der Sage, die dieses herrliche Schloß und Land verklären. Hier in dem Sängersaale der Wartburg soll im Jahre 1206 unter der Regierung des kunstliebenden Landgrafen Hermann I. der sagenberühmte Sängerstreit stattgefunden haben, den ein Freskengemälde von Moritz v. Schwind darstellt. Hier webt ferner noch der Geist der wohlthätigen h. Elisabeth, deren der leidenden Menschheit gewidmetes Leben gleichfalls in Fresken Schwinds in der nach ihr benannten Galerie dem andächtigen Beschauer vor Augen geführt wird.

Hier in dem bescheidenen Luther-Stübchen grübelte 1521 bis 1522 der große Reformator über seiner Bibelübersetzung und

warf dem ihn an seiner ernsten Arbeit störenden Teufel sein Tintenfaß an den Kopf, wovon man noch lange den berühmten Flecken an der Wand zeigte.

Hier endlich fand am 18. Oktober 1817 das erste deutsche Burschenfest statt, wo in einem Auto-da-Fé außer antideutschen Büchern ein Korporalstock als Zeichen körperlicher Mißhandlung und ein Schnürleib als Symbol der Unnatur der Mode feierlichst verbrannt wurden.

So schweben hier die Lichtgestalten von Kunst und Poesie, die Genien von Sage und Geschichte, die Vorläufer von Geistesfreiheit und echtdeutscher, auf die Größe und Einheit des Vaterlandes gerichteter Bestrebungen um Burg und Thal und geben der auch von der Natur besonders begünstigten Stätte eine höhere Weihe.

Für heute ist es nur das duftige Reich der Sage und Posie, das ich meine geneigten Leser mit mir zu betreten einlade. Folgen Sie mir im Geiste zu dem fahnen- und wappengeschmückten Sängersaale, in dem, wie uns schmetternde Fanfaren verkünden, ein großes Fest stattfinden soll. Auf einem baldachinartig überhängten Thronsessel sitzen der Landgraf Hermann und seine Gemahlin Sophie, und zu beiden Seiten viele edle Herren und Damen, sowie die berühmtesten Sänger damaliger Zeit, um einem Kunstturniere beizuwohnen. Landgraf Hermann I. von Thüringen hatte den ehrenden Ruf eines Beschützers und Förderers der edlen Sangeskunst, und die Wartburg war weit und breit berühmt als Stätte edler Gastlichkeit und hochherziger Freigebigkeit. Daß dieser schöne Charakterzug des großmüthigen Fürsten auch vielfach von Schmarotzern und unverschämten Landstreichern mißbraucht wurde, läßt sich denken und wird uns zudem durch das Zeugniß zweier berühmter Dichter damaliger Zeit ausdrücklich bestätigt. So schildert Walther von der Vogelweide das lärmende Treiben ankommender

und abziehender Gäste auf der Wartburg in humoristischer Weise also, daß, wer an den Ohren leide, besser dem Thüringer Hofe fern bleibe, weil er Gefahr laufe, verrückt zu werden, und dann preist er des Fürsten Gastlichkeit, der nie eines Ritters Becher leerstehen lassen würde, auch wenn das Fuder Wein 1000 Pfund kostete. Schon etwas ernster behandelt Wolfram von Eschenbach die allzugroße Liebenswürdigkeit und Nachsicht Hermanns gegen oft unwürdige Schmarotzer und wünscht ihm einen strengen Seneschall, um unnachsichtig gegen das fahrende Gesindel vorzugehen, das die Güte des Landgrafen so sehr mißbrauche.

Hier soll also, einem altdeutschen Gedichte vom Wartburgkriege zufolge, sowie nach späteren Chroniken, 1206 ein Wettstreit der damals berühmtesten Sänger stattgefunden haben. Als solche werden folgende sechs mit Namen genannt: Herr Heinrich, der tugendhafte Schreiber, Walther von der Vogelweide, Reinmar v. Zweter oder Reinmar der Alte, Wolfram v. Eschenbach, Biterolf von des Landgrafen Hofgesinde und Heinrich v. Ofterdingen aus Eisenach. „Diese sechs Meister geriethen in einen Streit über die Tugenden und Vorzüge etlicher Fürsten vor einander, besonders des Herzogs Leopold von Oesterreich und des Landgrafen Hermann von Thüringen. Sie kämpften aber nicht mit den Schwertern, sondern mit ihren Liedern gegeneinander, flochten auch artige Räthsel in ihren Gesang, die sie meist der Schrift entlehnten.“ Von solchen damals üblichen Streitgedichten und Räthselfragen sind uns noch Ueberreste erhalten. Ein beliebtes Kampfgespräch bildete z. B. das Preisen der Vorzüge des Winters und Sommers, das noch vor einigen Jahrzehnten in der Uckermark von charakteristisch verkleideten Bäuerinnen vorgetragen ward. Der Winter, mit einem Dreschflegel bewaffnet, deklamirte Verse, wie folgt:

„Ich bin der Winter stolz.
Ich baue Brücken ohne Holz.“

worauf der Sommer, mit Sense und Harke versehen, antwortete:

„Ich bin der Sommer fein,
Ich mähe mein Korn,
Ich hark' es wohl auf
Und fahr's in die Scheun'."

Darauf versetzt wieder der Winter:

„Ich dresche das Korn und fahr' es zur Stadt,
Daß jedes seine Nahrung davon hat."

Streitgedichte aber, in denen verschiedene Dichter in ihrem eigenen Namen sprachen, besitzen wir erst aus der Zeit der Meistersänger. So einen Wettgesang zwischen Heinrich Frauenlob und Barthel Regenbogen über die Vorzüge der Begriffe „Weib und Frau", von dem uns Alfred Börckel in seiner Dichtung „Frauenlob" eine sehr ansprechende Probe giebt. In dem altdeutschen Gedichte vom Wartburgkrieg spricht ein Dichter im Namen mehrerer; es stammt daher wohl aus der höfischen Zeit.

Was nun die schon in der ältesten Zeit unserer deutschen Litteratur beliebten Räthselfragen betrifft, so haben sich davon auch noch Nachklänge bis auf heute erhalten. So die in dem Traugmundsliede des vierzehnten Jahrhunderts einem fahrenden Sänger Traugmund beigelegten:

„Was ist weißer denn der Schnee?
Was ist schneller denn das Reh?
Was ist höher denn der Berg?
Was ist finst'rer denn die Nacht?"

Die Antwort hierauf lautet:

„Die Sonne ist weißer denn der Schnee,
Der Wind ist schneller denn das Reh,
Der Baum ist höher denn der Berg,
Der Rabe ist schwärzer denn die Nacht."

Sehr alt ist ohne Zweifel das noch heute im Volksmund bekannte Räthsel:

„Es kam ein Vogel federlos,
Saß auf dem Baume blattlos;
Da kam die Jungfer mundlos
Und aß den Vogel federlos
Von dem Baume blattlos."

Es bedeutet bekanntlich die auf den winterlichen Baum niederfallende Schneeflocke, die von der Sonne aufgezehrt wird.

Schon früher begegnen wir bei diesen altdeutschen Räthselspielen dem Zuge, daß auf das Nichtauflösen der Frage eine Strafe gesetzt ist. Ja in einer nordischen Sage, die Richard Wagner in seiner Nibelungenkomposition nachahmt, setzt der Göttervater Odin in einem Räthselwettstreit mit einem Riesen sein Haupt zum Pfande. Mitunter wird auch die Bestimmung getroffen, daß einem Schuldigen das verwirkte Leben geschenkt werden soll, wenn er ein Räthsel löst oder einen schwierigen Namen erräth. Das letztere begegnet uns in dem bekannten Märchen vom Rumpelstilzchen. Auch werden wir an die launige Ballade Bürgers: „Der Abt von St. Gallen" erinnert.

Ohne Zweifel liegt auch dem altdeutschen Gedicht vom Wartburgkrieg das Bestreben zu grunde, eine Strafe für das Nichtlösen der gestellten Räthselaufgaben zu bestimmen; doch es fehlt die Pointe. Wenigstens hat der in dem Räthselwettspiel auftretende ungarische Sänger Klingsor nur die Anerkennung seiner eigenen Meisterschaft im Auge, falls er Sieger bleibe, und begnügt sich mit der Strafe der Beschämung des Besiegten. Von den Räthseln, die Klingsor aufgiebt, ist uns folgendes im Wartburgkrieg überliefert.

„Ein Vater rief seinem Kinde, das an dem Ufer eines Sees schlief. Er wollte es wecken, weil die Nacht einbrach und der Sturm die Wellen schon über den Damm des Sees warf.

Aber das Kind hörte nicht; es wachte auch dann nicht auf, als der Vater ihm einen Ruthenschlag gab. Da ließ dieser sein Horn ertönen, ergriff das Kind bei den Haaren und gab ihm einen Backenstreich. Alles umsonst. Endlich warf der Vater eine Keule nach ihm und sprach: „Dich schützte das gallenlose Thier Ezidemon (d. i. ein Thier, von dem die Sage des Mittelalters berichtet, daß giftige Thiere von seinem Geruche sterben); doch folgtest Du dem Rathe des Luchses, der Dich in diesen Schlaf gebracht hat.“ Bei diesen Worten brach der Damm zusammen, und der See verschlang das Kind.“

Wolfram v. Eschenbach löste dies Räthsel wie folgt:

„Der Vater ist Gott; das Kind ein jeglicher Sünder. Gottes Horn sind die weisen Geistlichen. Des Sees Damm ist die Zeit, die Gott den Sündern zur Bekehrung läßt, der See sind die kommenden Jahre, die Winde sind Deine Lebenstage. Ezidemon ist des Menschen Schutzengel, der Luchs bedeutet den Teufel. Gott straft den Menschen zuerst mit Herzeleid, — das ist der Ruthenstreich, — dann, wenn dies nicht hilft, mit Krankheit (dem Backenschlag), und endlich mit dem Tod (der Keule). Er verlangt dann Reue und Beichte, und wird ihm diese nicht gewährt, so ist Höllenpein unvermeidlich.“

Ehe aber der Meister und Zauberer Klingsor aus Ungarland als Schiedsrichter in den Sängerwettstreit eingriff, bildete den Hauptinhalt der Kampflieder die Verherrlichung ihrer Gönner; doch war der Kampf ein ungleicher, insofern Heinrich v. Ofterdingen allein gegen alle übrigen stritt, die den Landgrafen Hermann priesen und mit dem Tage verglichen, während der erstere seinen Patron, den Herzog Leopold von Oesterreich, hervorhob und der alles erleuchtenden Sonne gleichstellte. Das verdroß die Gegner, und der Kampf wurde immer erbitterter. Man machte aus, daß der, welcher im Wettstreit unterläge, dem Henker verfallen sein sollte. Sofort ward auch nach ihm

gesandt, und er wartete mit dem Strange in der Hand auf den Ausgang des Kampfes. Obwohl der Landgraf alles für Scherz hielt, sollte doch bitterer Ernst daraus werden.

Heinrich v. Osterdingen setzte sein bestes Wissen und Können ein, aber er war der Uebermacht nicht gewachsen, zumal sie ihm hinterlistige Fallen stellten und ihn in seinen eigenen Reden fingen. Wohl beschwerte er sich darüber, allein es half ihm nichts, und seine fünf Gegner riefen schonungslos den Henker, seines Amtes zu walten. Da flüchtete sich der bedrohte Sänger in den Schoß der Landgräfin Sophie, die ihn mit ihrem Mantel beschützte. Bekanntlich ist dieser Moment vom Maler Moritz v. Schwind in seinem Wartburggemälde erfaßt, während man von links auf einer Wolke den Zauberer Klingsor, den die Landgräfin Sophie Heinrich v. Osterdingen als Schiedsrichter herbeizuholen befahl, auf einer Wolke durch die Lüfte eilen sieht.

Es wurde nun vom Landgrafen bestimmt, der Streit der Sänger solle binnen Jahresfrist vor Klingsor als Schiedsrichter geschlichtet werden, und wem dieser Meister Unrecht gäbe, der solle sterben. Nun machte sich Heinrich v. Osterdingen auf, zunächst zu seinem Patrone Leopold v. Oesterreich, und trug ihm seine Sache vor. Dieser stattete ihn für seine Reise nach Ungarn reichlich mit Briefen und Zehrung aus. Glücklich kam er auch ans Ziel und ergötzte den Zauberer Klingsor gar sehr mit dem Vortrag seiner Lieder. Nicht minder unterhielt ihn dieser mit seinen Künsten; denn er war ein Meister der sog. schwarzen Kunst, vermöge deren er die Geister zitiren und verborgene Schätze heben konnte. Darum stand er auch beim König von Ungarn in hoher Gunst, bezog von ihm alle Jahre 3000 Mark Silber zum Lohn, so daß er seinen eigenen Hof hielt wie ein großer Bischof. So verstrich unserem Sänger ein Tag nach dem andern wie im Traum. Plötzlich erschrak er,

als er gewahrte, daß nur noch ein Tag von dem bewilligten Termin übrig sei. Da klagte er voll Angst und Betrübniß dem Meister seine Befürchtung, daß er ihn im Stiche lasse und er alsdann ehrlos und zeitlebens aus Thüringen verbannt sei. Allein Meister Klingsor beruhigte ihn, er habe starke Pferde, die ihn rasch nach der Wartburg bringen würden. Dann gab er ihm einen Schlaftrunk ein und ließ sich mit ihm, in eine Bettdecke eingeschlagen, noch in derselben Nacht von seinen Geistern gen Eisenach bringen. Noch vor Tagesanbruch kamen sie dort in Hellgrafens Hof gleich linker Hand am St. Georgenthor an. Im Morgenschlummer vernahm Heinrich das Mettenglöcklein, und als er sich verwundert die Augen rieb, rief er: „Ist es mir doch gerade, als hörte ich das Glöcklein zu Eisenach!" Und in der That erkannte er bald zu seiner höchsten Freude, daß er zu Hause sei.

Kaum hatte sich in der Stadt die Kunde von seiner Ankunft verbreitet, so liefen alle ehrbaren Bürger vor das Haus, den geliebten Sänger zu begrüßen, und auch die Gäste von der Wartburg eilten herzu, Heinrich im Namen des Landgrafen zu empfangen. Mit Staunen vernahmen sie das Wunder seiner Rückkehr. So verstrichen einige Tage, ehe man der Schlichtung des Streits gedachte, und eines Abends, als man im Garten des Hellgrafen beim Vespertrunk zusammensaß, da versenkte sich der Meister Klingsor in sinnende Betrachtung der Gestirne. Als man ihn darob befragte, sprach er: „Ich will Euch eine neue und fröhliche Mär verkünden: in dieser Nacht wird meinem Herrn, dem Könige von Ungarn, eine Tochter geboren, die soll heilig werden, eine ewige Leuchte und Wonne und soll Eures Fürsten Sohn angetraut werden, von ihrer Jugend und Heiligkeit soll dies Land zu Ehren und Seligkeit gelangen und die ganze Christenheit erfreut und getröstet werden."

Nach einer Ueberlieferung nannte er auch ihren Namen

Elisabeth. Da brach alles in hellen Jubel aus und rief: „Heil, Heil, ob der guten Botschaft!“

Sobald es der Landgraf Hermann und seine Gemahlin vernahmen, luden sie den Meister Klingsor zu sich und rüsteten ihm zu Ehren ein Festmahl. Gar mancherlei fragten sie ihn da noch über seinen König Andreas von Ungarn aus.

Endlich kam denn auch die Rede auf den zu schlichtenden Sängerstreit. Zu diesem Ende versammelte man sich im Rittersaale auf der Wartburg. Wie nun dort Meister Klingsor die streitenden Sänger versöhnt, beziehungsweise ihren Streit geschlichtet, davon sagt das Lied vom Wartburgkrieg nichts; wohl aber meldet es eine andere Ueberlieferung. Diese machte Walthers von der Vogelweide List, womit er Heinrich von Osterdingen scheinbar in der eigenen Schlinge gefangen, zu schanden. Walther soll seinen Gegner arglistig veranlaßt haben, den Herzog von Oesterreich mit der „Sonne“ zu vergleichen, während er zur Uebertrumpfung den „Tag“ für seinen Gönner Hermann in Bereitschaft hielt. Deshalb klagt auch Heinrich in seinem Gedicht, man habe ihm falsche, d. h. ungleiche Würfel vorgelegt. Nun bewies Klingor, daß doch die Sonne höher stände wie der Tag; denn, ohne Sonnenlicht sei kein Tag möglich, und so brachte er auf gütliche Weise den Streit zum Austrag.

Nunmehr erhebt sich ein Widerstreit und Wettgesang zwischen Meister Klingsor und Wolfram von Eschenbach. Da es aber dem Vertreter höllischer Künste nicht gelingen wollte, den gläubigen und frommen Sänger des Parcival aus dem Felde zu schlagen, holte er sich einen seiner Geister zu Hülfe und sprach: „Wolfram, ich bin etwas müde, mit Dir weiter zu reden, mein Knecht soll eine Weile mit Dir sprechen!“ Da hub der Höllenfürst an zu reden vom Anbeginn der Welt bis auf die Zeit, da Christus geboren ward. Wolfram aber sang von der Gnade Gottes, und wie sich sein Sohn, der Heiland, der Menschheit zu Liebe,

in der Wandlung vom Brot und Wein den Gläubigen zur Speise und zum Tranke darböte. Da verstummte der böse Geist und wich besiegt von dannen. Klingsor, der alles mit angehört, gab sich aber damit noch nicht zufrieden, sondern er wollte auch wissen, ob Wolfram gelehrt und der Schrift kundig wäre. Darum beschwor er den Teufel noch einmal, den frommen Sänger zu versuchen.

Nun hatte Wolfram seine Herberge bei einem Bürger Eisenachs genommen, Namens Titzel Gottschalk. Dorthin kam der Teufel, ihn in einem steinernen Gemache, das die düstere Kammer hieß, weil es kein Fenster hatte, zu besuchen. Dort legte ihm der böse Geist schwierige Fragen vor, von der Natur, der Kraft der Gestirne, dem himmlischen Sphären, der Bewegung der sieben Planeten wider des Himmels Lauf und ihrer gegenseitigen Stellung. Als ihm Wolfram hierüber keinen rechten Bescheid geben konnte, lachte ihn der Teufel höhnisch aus und schrieb mit dem Finger in die Wand, als ob es Teig wäre: „Da bist ein Laie, ein Schnippenschnapp!“ Darauf verschwand er, die Schrift aber blieb auf der Mauer bestehen. Nun kamen wieder neugierige Leute, diese seltsame Inschrift zu sehen. Das verdroß den Hauswirth, darum ließ er den Stein aus der Wand brechen und in die Hörsel werfen. Klingsor jedoch nahm Urlaub und zog, vom Landgrafen reich beschenkt, wieder heim nach Ungarn; man wußte nicht recht, wie.

Als nach etlichen Jahren des Landgrafen Gesandte dahin kamen, um des Ungarnkönigs Töchterlein für seinen Sohn zu holen, da soll Kingsor seinem Herrn zugeredet haben, die damals vierjährige Elisabeth hinzugeben, mit den Worten: „Dieser Fürst ist menschlich, schön und weise.“

Manche Ausleger der Sage haben auch in den Namen der beiden Hauswirthe Klingsors und Wolframs in Eisenach Hinweise auf die Natur und Sinnesart dieser beiden, in einen gewissen

Widerstreit gebrachten Sänger erblicken wollen. Klingsors Wirth hieß „Hellegraf", d. i. der Hölle Wirth und Wolframs Herbergsvater „Gottschalk", d. i. Gottes Knecht; doch sind beides in Eisenach beglaubigte Familiennamen. Ebenso werden die Namen Ofterdingers und Biterolfs in Eisenach verbürgt. Ob aber in Wirklichkeit ein solcher Sängerwettstreit auf der Wartburg stattgefunden, wie ihn die Ueberlieferung schildert, ist sehr zweifelhaft. Keinenfalls haben wir mit dem Liede vom Wartburgskrieg die dort den einzelnen Sängern in den Mund gelegten Verse für authentisch zu halten. Jedenfalls besteht jenes alte deutsche Gedicht aus heterogenen Bestandtheilen, die von verschiedenen Verfassern herrühren. Auch ist in diesem wunderlichen Gedichte gar nicht von einer eigentlichen Schlichtung des Streits durch Klingsor die Rede, sondern er und Wolfram wetteifern nur gegenseitig im Lösen von Räthseln. Zuletzt besteht dann noch Wolfram die Versuchung des Teufels, den ihm Klingsor nächtlicher Weile zugesandt, um zu erforschen, ob sich dieser bei der Lösung der Räthsels dämonischer Künste bedient. Aber man hatte von Klingsor doch etwas ganz anderes erwartet, als Lösung von Räthseln, er war ja doch als Schiedsrichter in dem Sängerwettstreit gerufen worden. Davon jedoch, sowie etwa von der Freisprechung Heinrichs von Ofterdingen ist in diesem Gedichte gar nicht mehr die Rede. Da auch außer Wolfram kein anderer Sänger dem Klingsor gegenübertritt, so hat man wohl mit Recht vermuthet, daß dieses ganze Räthselspiel ursprünglich selbständig für sich existirt habe und erst später mit dem Gedichte vom Wartburgkrieg verbunden worden sei. Den Sinn des Räthselspiels hat aber Simrock also gedeutet:

„Klingsor wollte mit seinen künstlich geflochtenen Räthseln Wolfram, den besten Sänger an des Landgrafen Hof, auf die Probe stellen, ob sein Ruf, daß „der Mund eines Laien nie besser sprach", mit Recht begründet sei, und wenn dem nicht so sei, so will er ihn als Stümper verschreien. Wolfram, weniger

im Bewußtsein seines Scharfsinnes, als vielmehr im Vertrauen auf Gottes Beistand, nimmt die Herausforderung an, und die Art, wie er doch zuletzt, namentlich dem nächlichen Teufelsgespenst gegenüber, siegreich aus dem ungleichen Kampf hervorgeht, beweist eben den Triumph christlicher Einfalt und Frömmigkeit über dämonische Büchergelehrsamkeit und höllische Künste. Es erinnert an einen ähnlichen Zug in den Volkssagen von Faust, wo auch Mephisto einen höllischen Geist einem frommen Mann, der Faust hatte bekehren wollen, ins Haus sendet, der aber durch dessen Frömmigkeit und unerschütterlichen Glauben gebannt wird.

Es scheint also, daß der zweite Theil des wunderlich zusammengesetzten Gedichtes vom Wartburgkrieg, nämlich der Sängerwettstreit, erst später mit dem Räthselspiel verbunden worden ist, um eine Veranlassung des Wettkampfs zwischen Wolfram und Klingsor zu finden; aber auch in diesem zweiten Theil findet der Streit keine Erledigung; erst spätere Chroniken berichten davon.

Eine etwas räthselhafte Figur ist Klingsor. Ein Sänger ist er ursprünglich nicht gewesen. Wolfram erwähnt ihn in seinem Parcival als Zauberer, und es ist sonderbar, ein Gebilde seiner eigenen Phantasie mit ihm selbst in dem Gedichte vom Wartburgkrieg in Kampf treten zu sehen. Bei Wolfram hält er, um sich wegen einer schmählichen Verstümmelung, die ihm angethan, am ganzen Menschengeschlechte zu rächen, auf seinem Schlosse Männer und Frauen, aber nach Geschlechtern getrennt, gefangen, bis ein Ritter aus König Artus Tafelrunde, Namens Gawan, durch seinen Heldenmuth den Zauberbann löst und die Gefangenen befreit. Richard Wagner faßt ihn in seinem „Parsifal" als teuflischen Widerpart der frommen Grabhüter auf, die er durch seine verführerischen Blumenmädchen vom Pfade der Tugend wegzulocken trachtet, bis Parsifal den Versuchungen widersteht

und so den Zauber vernichtet. Nach Wolframs Parcival war Klingsor ein Enkel des berühmten mittelalterlichen Zauberers Vergilius und seine Heimath eigentlich Italien; erst spätere Chroniken versetzen ihn an den Hof des Königs Andreas II. von Ungarn.

Ebenso ist die Erzählung, daß Klingsor von der Geburt der heiligen Elisabeth in den Sternen gelesen, eine spätere Zuthat der Chroniken. Uebrigens ist der Glaube von dem Einfluß der Gestirne auf die Geschicke der Menschen ein sehr alter; schon von Karl d. Gr. wird erzählt, daß die Sterne an seiner Geburt theilgenommen. In neuerer Zeit ging aus diesem Glauben das Nativitätstellen, d. h. die Bestimmung des künftigen Schicksals aus dem Stand der Gestirne bei seiner Geburt hervor. (Vergl. Schillers Wallenstein.)

Eine räthselhafte Gestalt in der deutschen Litteratur ist Heinrich von Ofterdingen. Seine Existenz ist nicht mit Sicherheit verbürgt, und alles, was von ihm berichtet wird, trägt den Stempel des Sagenhaften an sich. In früheren Jahren hat man allerdings an ihm festgehalten, ja ihn sogar zum Verfasser des Nibelungenliedes gemacht; auch soll er eine Tiroler Zwergsage vom „König Laurin“ gedichtet haben; aber in neuerer Zeit bezweifelt man ganz und gar sein Vorkommen. Er verdankt einzig und allein seine Berühmtheit dem Gedichte vom Sängerkrieg auf der Wartburg, und darnach haben ihn die Meistersänger unter die Stifter ihrer holdseligen Kunst gezählt, wie auch den Meister Klingsor; man sieht daraus, wie wenig Kenntniß sie von der Pflege und Vererbung deutscher Sangeskunst hatten. An und für sich ist es ja wohl nicht undenkbar, daß ein Herr von Ofterdingen als Dichter aufgetreten ist, aber jedenfalls war er nicht von Bedeutung, und von seinen Werken ist uns nichts bekannt. In der That wird ein Mainzer Patriziergeschlecht „von Afterding“ erwähnt und sogar ein Straßenviertel nach ihm

korrumpirt der „Afterring" genannt; doch mit Sicherheit läßt sich hier kein greifbarer Anhaltspunkt finden.*

Um so haltloser ist seine Identifizirung mit einem Minnesänger Tannhäuser, eine Tradition, deren sich bekanntlich R. Wagner bemächtigt hat.

Einen Minnesänger Namens Tannhäuser aber hat es gegeben; er dichtete um 1240—1270; sein Gönner war Friedrich der Streitbare v. Oesterreich († 1246). Während seiner Lebenszeit hatte Tannhäuser die schönsten Tage und trug ein Gut von ihm zu Lehen. Wir besitzen ein Lied von ihm, einen sog. Leich, worin das Lob dieses Fürsten in vollen Tönen gesungen wird. Seine Lieder zeugen zum Theil von einem seltsamen Sprachenmischmasch, von der Sucht damaliger Zeit, die deutsche Sprache mit französischen Brocken zu versetzen, wie z. B. in folgenden Versen:

Ein fores sah nach ich prangen,
Rasch bin ich hingegangen.
Da hört' ich mich empfangen
Von lieber Böglein Grüßen.
O wohl dem Gruß, dem süßen!
Wie hört' ich schön chantiren,
Die Nachtigall toubiren! (d. i. trillern)
Allda mocht' ich parliren,
Ganz wie zu Muth mir wäre,
Ich war ohn' alle Schwere.

Eine rivière sah ich alsbald,
Ein Bach ging durch den Wald
Zu Thal über eine planure,
Ich schlich ihr nach, bis ich sie fand,
Die schöne créature;
Bei der fontane saß die klare,

* Außer einem unvollendeten Roman von Novalis, worin Heinr. v. Ofterdingen der Hauptheld ist, besitzen wir aus neuerer Zeit einen epischen Minnesang von Gust. Kartropp: „Heinr. v. Ofterdingen".

Die süße von figure.
Der Schönen neigt' ich mich so,
Ich ward von Herzen froh,
Mit ihr zu charmiren,
Sie bat mich zu chantiren
Von der Linde Düften
Und von des Maien Lüften.

Als ich zu ihr herniedersaß,
O holde Tafelrunde,
Da sproßten Laub und Gras
Und Blumen auf dem Grunde.
Da war nicht andere massenie (d. i. Gesellschaft)
Im grünen Klee denn ich und sie.
Von amour sagte ich ihr,
Da lachte sie so dulze mir.

In der That erinnert dieses Kauderwälsch unwillkürlich an das bekannte Sachsenhäuser Französisch: „Chassez le Gickel aus dem jardin!“ Oder man müßte gerade in diesem Gedicht eine absichtliche Verspottung der damals herrschenden Modesucht der Minnesänger erblicken, mit französischen Fremdwörtern zu kokettiren; denn in anderen Gedichten, die Tannhäuser zugeschrieben werden, ist diese Manier nicht erkenntlich. In einigen Liedern preist er als seine Herzenskönigin eine gewisse Kunigunde, die nach der Anrede „Frau“ und ihrer Tracht mit einem Pfauenhut vornehmen Standes gewesen zu sein scheint. So heißt es in einem Tanzleich:

Wo ist nun die Gute
Mit ihrem Pfauenhute?
Derer vergeß ich nimmer,
Sollte ich loben immer.
Bei der Linden
Soll man finden
Uns bei schönen Kinden.
Da sollen wir singen,
Sollen wir springen,
Das soll uns gelingen.

Ja, wo läßt sie sich finden?
Ei, bei den schönen Kinden!
Da soll Niemand sein unfroh,
Da der Tannhusäre
Reiget mit der Liebe so!
Wohl würd' das Herz ihm schwere,
Wäre da nicht Frau Kunigund,
Mit krausen Lockenhaaren,
Mit ihrem rothen Mund
Und lieblichem Gebahren.

Auf, auf, Kinder! nutzt das Leben!
Da uns Gott hat den Leib gegeben,
So sollen wir singen
Und fröhlich springen.

Und so in den Schlußzeilen des bereits citirten Liedes:

O selig, selig sei mir Kunigund!
Und sollt' ich küssen tausend Stund'
Deinen vielrosenfarb'nen Mund,
So würd' ich mehr und mehr gesund.
O du, die mir das Herz verwund't
Gar tief bis auf der Minne Grund!
Der ist entzwei,
Heia, nun hei!
Des Fiedlers Saite, die ist entzwei! —

Einen kläglichen Kontrast zu der Mannhaftigkeit und Tapferkeit der Ritter, die ihre Gegner in Turnieren in den Sand warfen oder in den Kreuzzügen Sarazenenschädel spalteten, bildete ihre Liebeswinselei und ihre unmännliche Sklaverei im Dienste der Frauen. Auch in den Gedichten Tannhäusers finden sich übermüthige Forderungen genug, welche die Damen an ihre Ritter stellen, um sich ihre Huld zu verdienen. So soll Tannhäuser, wie er wohl in ironischer Uebertreibung schildert, die Rhone vor Nürnberg fließen lassen, ihr ein Haus aus Elfenbein bauen, ihr den Berg aus Galiläa bringen, auf dem Adam

saß, den Apfel, den Paris der Venus gab, und den Gral, deß Parcival pflog, oder die Arche Noahs.

So singt er in einem Liede wie folgt:

Die Herrin, die will lohnen mir,
Der ich gedient in langer Frist.
Das sollt ihr alle danken ihr,
Daß sie so wohlgesinnt mir ist.
Sie will, daß ich wende den Rhein,
Daß er nicht mehr vor Koblenz geh',
Dann will sie mir wohl huldreich sein!
Bring' ich den Sand ihr von der See,
Darin zur Rüst' die Sonne geht:
So will sie Liebe mir gewähren.
Ein Stern, der in der Nähe steht,
Den möchte nimmer sie entbehren.

Nehm' ich dem Monde seinen Schein:
So soll mich ihre Minne laben.
Getreulich lohnt die Herrin mir,
Mag um und um die Welt ich graben.
Möcht' ich wohl fliegen als ein Star:
Die Liebe ließe Gnade walten,
Und könnt' ich schweben als ein Aar
Und tausend Spere zumal zerspalten;
Gleichwie dies that mein Herr Gamuret
Vor Kanvoleis im Ritterspiel,
So will sie hören mein Gebet.
Sonst bin ich wohl noch weit vom Ziel...

Es scheint, daß er damit die Laune und Ungunst einer anderen Dame — vielleicht einer Frau Jutta —, in deren Minnedienst er stand, hat schildern wollen. Allem Anschein nach war der Tannhäuser ein rechtes Kind seiner Zeit: schöne Frauen, guter Wein und üppiges Leben brachten ihn um sein Gut, er verpfändete und lebte in den Tag hinein. Er schildert, wie Herr „Unrath", Herr „Schaffenicht" und „Seltenreich" beim Hausbau halfen und wie Herr „Mangel, Zweifel, Schade und Uebermuth" sein stetes Ingesinde bilden. An Otto II.,

dem Statthalter Oesterreichs von 1246 ab, fand er einen Beschützer und feierte dessen Schwiegersohn König Konrad IV. Er stand also auf Seiten der Stauferpartei und war ein Gegner des Papstes. Ein fahrendes Leben hat er lange geführt und ist weit in der Welt herumgekommen. Beschwerliche Seefahrten mußte er bestehen; an einem Kreuzzug — wahrscheinlich an dem von 1228 — nahm er theil. In der Manessischen Liederhandschrift ist er mit dem Kreuze im Mantel abgebildet. Von seiner Mühsal auf der Seereise singt er wie folgt:

Ich bin ein mühsalreicher Mann,
Der nirgendwo kann bleiben:
Heut' hier und morgen weiter dann!
Soll ich das immer treiben?
Stets muß ich mich drum fragen,
Wie fröhlich ich auch singe,
Am Abend und am Morgen,
Wohin der Wind mich bringe;
Wie ich mich so bewahre
Zu Wasser und zu Lande,
Daß ich mein Leben friste bis zur nächsten Stund',
Ich bin den Leuten zum Mitleid in meinem spröden Gewande.
So macht mir die Reise nur Schrecken kund!
Das kommt mir nicht aus den Sinnen,
So lang' ich leben mag:
Ich kann ihm nicht entrinnen
Und muß dem Wirth zahlen so viel auf einen Tag . . .
Mein Wasser, das ist trübe, mein Zwieback ist hart geworden;
Das Fleisch ist ganz versalzen und schimmelig ist mein Wein,
Kein guter Kamerad ist der Salzfluth Geruch, der sich hebt zu des Schiffes Borden,
Gern tauscht' ich dafür den Duft der Rosen, der würde mir lieber sein!
Erbsen und Bohnen
Leih'n mir nicht hohen Muth.
Will der Höchste lohnen,
So wird das Trinken süße und auch die Speise gut.

Nach allem also, was wir von Tannhäuser wissen, hat er ein vielbewegtes Leben geführt. Nach mancherlei wechselvollen

Schicksalen, nach einer in Genußsucht und Wohlleben vergeudeten Jugend, nach süßen und trüben Tagen scheint er plötzlich um 1260 gänzlich verschollen. Armuth und Noth lernte er noch kennen, Reue und Buße schienen sein verlorenes Leben gesühnt zu haben. Davon giebt ein Bußlied Zeugniß, das ihm zugeschrieben wird und vielleicht mit zur Ausbildung der Sage von seinem Verweilen im Venusberg und seiner Bußfahrt nach Rom beigetragen haben mag. Zander stellt die abenteuerliche Ansicht auf: Tannhäuser habe aus dem gelobten Land, das er etwa im Gefolge einer kreuzfahrenden Fürstin aufgesucht, vielleicht eine vornehme Orientalin mitgebracht, an die er sein Herz verloren; als er dann des Papstes Einwilligung zum Bündniß mit dieser Heidin nicht erhalten, sei er mit ihr nach dem Orient zurückgekehrt und so den Blicken der abendländischen Welt entschwunden. Hierdurch möchte die Sage vom Venusberg entstanden sein.

Als Kern der Tannhäusersage nimmt der Germanist Golther eine uralte, weitverbreitete Elfensage an, worin die vielfach variirte Verbindung eines Menschen mit einem überirdischen Wesen den Grundzug bildet. Durch dämonische Gewalt wird ein Jüngling oder Mann in das unterirdische Reich eines Berges oder Gewässers zu einer Elfin oder Nixe gezogen, wo ihm Glanz und Wonne, ewige Jugend, ja Unsterblichkeit winken, wie dem Odysseus bei der Nymphe Kalypso, doch nach einer Zeit des Genusses und Wohllebens erwachen Heimweh und Sehnsucht nach der Erde trotz ihrer Mängel und Leiden in des Menschen Brust. Ungeachtet aller Lockungen und Warnungen der Nymphe erzwingt er die Rückkehr. Ein Zug der Trauer und Wehmuth geht durch alle derartige Verbindungen; zumal unter dem Einfluß der Geistlichkeit der Verkehr mit den Elfen den Stempel der Hölle trägt. (Baireuth. Bl. 1891.)

Ein weiterer volksthümlicher Zug ist dann noch das Ver-

wachsen des Menschenlebens mit dem von Blumen und Bäumen, und die Dichtung fand oft ergreifende Beziehungen zu beiden. So, wenn menschliche Kurzsichtigkeit über einen Mitmenschen ein Verdammungsurtheil gefällt, sproßte aus dem Grabe des vor Gottes Angesicht Schuldlosen eine weiße Blume der Unschuld und befreite das Andenken des Todten von jedem Makel, den Wahn und Verblendung ihm angeheftet. Einer ähnlichen Anschauung entstammt die Sage vom wiedergrünenden Stabe. Hatte menschliche Härte das Urtheil gefällt, so geschah ein Wunder und gebot den Glauben an die göttliche Barmherzigkeit. In einem schwedischen Liede ruft ein Priester einem Neck, d. i. einem Wassergeiste, der an einem Flusse die Harfe spielt, zu: eher werde der Rohrstab, den er in seiner Hand halte, grünen und blühen, als er Erlösung erlangen. Darüber wirft der Neck trauernd die Harfe hin und weint. Kaum aber ist der Priester weiter geritten, da fängt wirklich sein Rohrstab an auszuschlagen. Sofort kehrt er um, dem Neck das Wunder zu verkünden. Dieser spielt darüber hocherfreut die ganze Nacht lustige Weisen.

Das sind die ursprünglichen volksthümlichen Bestandtheile der Sage. Dazu kommt in zweiter Linie die freischaffende Dichterphantasie und die gelehrten Zuthaten der Mönche. So ward aus der Elbin die römische Göttin Venus, die sich aus dem klassischen Alterthum bis ins Mittelalter lebendig erhielt und sich mit dem deutschen Ausdruck Minne deckte. Nach ihr ward denn auch die Benennung Venusberg auf den Hörselberg in Thüringen übertragen, in dessen Innern die germanische Göttin Holda mit ihrem Gefolge hauste. Ursprünglich war Holda, wie schon ihr Name besagt, eine gütige, segenspendende Göttin, die namentlich fleißigen Spinnerinnen hold war, faulen dagegen ihr Gewebe zerriß und ihnen Strafe verhängte. Daran erinnert noch das bekannte Volksmärchen von der Gold- und

Pechmarie bei Frau Holle. Durch den Einfluß der christlichen Geistlichkeit, die alle heidnischen Erinnerungen zerstörte oder verteufelte, ward aus der holden Göttin eine Unholdin, und namentlich wird ihr nächtiger Auszug zu allerhand Spuk und Unfug verkehrt, sie selbst in eine Hexe von abschreckender Gestalt verwandelt. Ihrem Zuge geht als wohlmeinender Warner der getreue Eckart voraus, eine Figur, deren Vorbild man im Meister Eckart, der die Harlungenprinzen vor der Hinterlist Ermenrichs mit Aufopferung warnt, erblickt hat. Dieser Eckart ist später als treuer Warner sprichwörtlich geworden. So wird auch ein treuergebener Markgraf dieses Namens unter Kaiser Heinrich III. genannt. Andere denken an den gleichnamigen Markgrafen von Meißen, der der Kaiserin Theophano treu anhing. In der Sage ist der getreue Eckart ein altes Männlein mit langem Barte in brauner Kapuze, der die Vorübergehenden auffordert, aus dem Wege zu gehen, sich feinsäuberlich stille zu halten und die Göttin nicht durch Spott zu reizen. So giebt es eine bekannte Ballade von Goethe: „Der getreue Eckart", worin geschildert wird, wie das Gefolge der Holda, die unholden Nachtgespenster, Kindern das Bier austrinken, das sie nach Hause bringen sollen, und wie der getreue Eckart sie tröstet, es würde noch alles gut werden, wenn sie reinen Mund halten könnten. Und siehe da! als sie heimkommen, schäumt das beste Bier in ihren Krügen, und so oft man auch daraus trinkt, sie füllen sich stets von neuem. Das dauert so lange fort, als sie das Geheimniß wahren; sobald sie es aber ausplaudern, versiegt die Quelle des Segens. Neuerdings hat Jul. Grosse in einem größeren Roman (Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin) die Figur des getreuen Eckart verewigt.

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, die Gestalt Tannhäusers selbst in der Sage ins Mythische zu verflüchtigen, sie symbolisch als „der im Tann Hausende" auf den Sturmgott Wodan zu

deuten, allein dies sind haltlose Fabeleien. Die alte Elfensage hat sich wohl an den Minnesänger Tannhäuser angelehnt, dessen Vorname uns freilich nicht erhalten, der aber wohl dem auch in Franken, Schwaben und im Salzburgischen vorkommenden Geschlechte derer von Tannhusen in Oesterreich entstammte. Eine neue tendenziöse Zuthat ist ohne Zweifel die antipäpstliche Gesinnung gegen den hartherzigen Kirchenfürsten, der die Verbindung mit der Elbin oder Venus für eine so schwere Sünde erklärt, daß er die Absolution verweigert. Der Strenge des Papstes widerspricht aber das Wunder des grünenden Stabes zum Zeichen, daß des Himmels Barmherzigkeit die Reuethränen des Sünders in Gnaden annimmt. Doch klingt der Schluß in der Volkssage nicht versöhnlich. Danach war Tannhäuser wiederum voll Verzweiflung in den Venusberg zurückgekehrt, noch ehe ihn der Bote des Papstes erreichen konnte; der unversöhnliche Kirchenfürst muß aber auch zur Strafe für seine Härte in der Hölle büßen. Es war Urban IV., ein Zeitgenosse Tannhäusers (1261—64). Man wird also nicht fehlgehen, wenn man die Fixirung der Tannhäusersage kurz nach Tannhäusers Tod, etwa um 1270, ansetzt. Nun war ja Papst Urban IV. durch seine unerbittlichen Zornbriefe gegen Manfred, Konradin und das ganze Hohenstaufengeschlecht bekannt, so daß man wohl versteht, wie ein ghibellinisch gesinnter Dichter ihn in diese unvortheilhafte Beleuchtung rücken konnte. Die Sage vom Venusberg taucht aber erst im vierzehnten Jahrhundert auf, und Zeugnisse für die Tannhäusersage giebt es erst im fünfzehnten Jahrhundert. Wir besitzen ein Lied aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, das den Abschied Tannhäusers von Frau Venus schildert; ferner ein Gedicht des schwäbischen Ritters Hermann von Sachsenheim von der „Mörin“ (1453), in dem Tannhäuser als der Gemahl der Venus im Venusberg und der getreue Eckart als Vertheidiger des wegen Untreue in der Liebe vor

das Forum der Göttin beschiedenen Dichters auftritt. Und so finden sich der Zeugnisse aus dem fünfzehnten Jahrhundert noch mehr. Von Hans Sachs giebt es einen Schwank, wo es von einem fahrenden Schüler heißt, daß er aus dem Venusberg komme und als ein Meister der schwarzen Kunst den Bauern einen blauen Dunst vormache. In mannigfachen Variationen ging dann im sechzehnten Jahrhundert das Volkslied von Tannhäuser um, in vortrefflicher Fassung im sog. Entlebuch im Kanton Luzern, woselbst es noch im Jahre 1830 aus dem Munde des Volkes aufgezeichnet worden ist; es scheint sogar noch auf einem älteren Texte zu beruhen, als die im sechzehnten Jahrhundert gedruckten Lieder. Eins der bekanntesten aus dem Jahre 1515 theilt uns Uhland mit; es beginnt mit folgenden Versen:

„Nun will ich aber heben an
Von dem Danhauser singen,
Und was er Wunder hat gethan
Mit Venus, der edlen Minne.

Tannhäuser war ein Ritter gut,
Er wollt' groß Wunder schauen,
Er wollt in der Frau Venus Berg
Zu andern schönen Frauen“ ....

Und nun folgt ein Zwiegespräch zwischen Tannhäuser und Venus, worin er, ihrer Minne leid, Urlaub von ihr begehrt, ja sie geradezu eine Teufelin nennt und Maria, die reine Gottesmagd, um Hülfe anfleht, um von ihr loszukommen. Endlich entläßt sie ihn unter der Bedingung, daß er ihr Lob überall verkünden solle. Er aber pilgert nach Rom zum Papst Urban und fleht ihn um Vergebung seiner Sünden an. Doch der hartherzige Kirchenfürst thut den bekannten Ausspruch, und Tannhäuser zieht wiederum in den Venusberg, wo er von der Göttin mit Freuden empfangen wird. Am dritten Tage fing

der Stab wirklich an zu grünen, und der Papst ließ den Tannhäuser überall suchen, aber vergebens. Das Lied schließt mit dem Vers:

„Da war er wiederum in den Berg
Und hatte sein Lieb erkoren,
Drum muß der vierte Papst Urban
Auf ewig sein verloren."

Andere Versionen lassen eine Begnadigung Tannhäusers wenigstens beim jüngsten Gerichte vor Gottes Thron erhoffen. In der That galt der Hörselberg im Volksglauben auch für eine Art Fegefeuer, wo die zur Qual verdammten Seelen geläutert wurden. In etymologischer Spielerei deutet man den Namen auch als „Hör'-Seel'-Berg". Unheimlich wie ein Sarg erhebt sich dieser wilde kahle Berg, und schon in grauen Zeiten hatte er seinen Namen; denn man vernahm in und aus ihm manch seltsamlich grauenhaft Getön, absonderlich bei einer Felskluft hoch oben unterm steinigen Gipfelhorn nach Eisenach hinwärts, und das war das Geschrei der Seelen, das man allda hörte neben dem Geräusch unterirdischer fallender Wasser und dem Geheul der Windsbraut, und viel wunderbarliche Sagen gehen bis auf den heutigen Tag von diesem Berge, der auch eine Wetterscheide ist; oft umwabern ihn meteorische Flammen, und die Blitze spielen um seinen kahlen Scheitel.

Vor diesem Berge sitzt der getreue Eckart und warnt die Leute, nicht hineinzugehen, damit es ihnen nicht ergehe, wie dem Tannhäuser. Die Figur dieses getreuen Warners ist typisch, ja sprichwörtlich geworden. In einer im sechzehnten Jahrhundert von Agricola herausgegebenen Sprichwörtersammlung heißt es: „Du bist der treue Eckart, Du warnst Jedermann," und in diesen Tagen hat man Bismarck diesen Ehrennamen eines treuen Wächters des Deutschen Reiches gegeben.

Jakob Grimm nennt die Sage vom Tannhäuser eine der

anziehendsten des Mittelalters und meint, es sei in ihr rührend geschildert die Sehnsucht nach dem alten Heidenthum und die Härte der christlichen Geistlichkeit. Eigentlich ist eine derartige Härte, wie sie Papst Urban gezeigt haben soll, nach christlicher Auffassung undenkbar. Es ist wohl keine Nothwendigkeit, daß dem Sünder Buße und Strafe erlassen werden, aber die Vergebung muß ihnen ertheilt werden. Eine Entschuldigung für sein Verhalten und eine Möglichkeit, die Lossprechung zu verweigern, wäre nur dann für den Papst vorhanden gewesen wenn er angenommen, Tannhäuser habe bereits wirklich in der eigentlichen Hölle geweilt; denn aus der Hölle giebt es nach allgemein christlicher Anschauung kein Entrinnen, keine Wiederkehr. Die Heiligenlegende freilich in ihrer kühnen Liebesextase hat auch diese Anschauung durchbrochen. Hier findet sich der Satz: „Wenn die Teufel bereuen und Gott lieben wollten, so würde selbst auch ihnen Vergebung und Erlösung werden.“ Zu Gunsten des reuigen Sünders tritt ja auch als Zeichen von Gottes Barmherzigkeit das Wunder des grünen Stabes ein, und so dürfen wir wohl in Tannhäusers Rettung den eigentlichen Schluß der Sage erblicken.

Die Tannhänsersage bot schon früher und bis in die jüngste Zeit den Dichtern einen fruchtbaren Stoff zur wirkungsvollen Gestaltung. So besitzen wir schon aus dem Jahre 1517 ein Fastnachtsspiel des biederen Meistersängers Hans Sachs: „Das Hofgesinde der Venus“, das von echter Empfindung beseelt, auch im Ausdruck im ganzen glücklich ist. Hier erscheint Tannhäuser als Begleiter der Frau Venus im unlöslichen Bann ihres Liebeszaubers. Dem Zuge voran, der dem Venusberg entsteigt, geht auch hier mit langem grauen Barte der getreue Eckart, um alle Nahenden vor den scharfen Liebespfeilen der Venus zu warnen und zur Flucht zu veranlassen. Der Ritter und Landsknecht bekunden, daß sie sich nur an kriegerischen

Dingen erlustigen, der Doktor seine Freude an Gelehrsamkeit, der Bürger an Geld und Gut, der Bauer am Mähen und Dreschen, der Spieler an Karten und Würfeln, der Schlemmer an Essen und Trinken; die Jungfrau äußert, sie wolle ihren Jungfernkranz behalten, auch das vornehme Fräulein will nichts von Liebe wissen, — aber, ehe sie noch entfliehen können, sind sie alle von den Pfeilen der Venus getroffen und verwundet und ihr dienstbar geworden. So zieht die Liebesgöttin mit ihnen triumphirend in den Venusberg.

Eine sehr phantastische und verworrene Erzählung hat der bekannte Romantiker Tieck in seinem „Phantasus" geliefert, betitelt: „Der getreue Eckart". Wenn wir auch stellenweise den geistreichen Dichter darin erkennen, so leidet doch das Ganze entschieden an Mangel tiefinnerlicher, echtpoetischer Stimmung.

Aus neuerer Zeit besitzen wir vom Schweizer Schriftsteller Berlepsch eine Tannhäusertragödie und von Ed. Duller einen Text zu des früheren Darmstädter Musikdirektors Mangold Oper: „Tannhäuser". „Welch gewagtes Unternehmen!" wird vielleicht Jeder ausrufen, — „neben dem Wagnerschen Tannhäuser noch einen neuen schaffen zu wollen! Haben wir nicht mit dem einen Meisterwerke ersten Ranges genug?" Als ob sich nicht dasselbe Sujet und Motiv in verschiedener Form glücklich und ansprechend gestalten ließe? Wie oft und wie immer klassisch neu und originell ist die Göttin der Schönheit von den Bildhauern dargestellt worden, welchen Reichthum an Madonnen haben uns die Maler Raphael und Murillo geliefert, welche Wandlung und verschiedenartige Auffassung hat der Charakter und das Wesen der Iphigenie bei Sophokles, Euripides, Racine und Goethe erfahren! Hierzu kommt, daß Mangold mit seiner Oper „Tannhäuser" weder mit Wagner konkurriren, noch gar ihn übertrumpfen wollte, — nein! es ist erwiesen, daß sich der Erstere mit seinem Entwurf schon An-

fangs Oktober 1843, also einen Monat früher als Wagner, trug und sie kaum acht Tage später vollendete als dieser, nämlich am 6. Januar 1845. Natürlich hatte keiner der beiden Komponisten eine Ahnung von des andern Schaffen, und um so seltsamer ist das Zusammentreffen zweier gleichartiger Ideen. Mit der Aufführung hatte Wagner mehr Chancen; denn er war Hofkapellmeister in Dresden und brachte dort seinen Tannhäuser am 19. Oktober 1845 auf die Bühne, während sich die Aufführung der Mangoldschen Oper aus lokalen Gründen infolge gewohnten langsamen Vorgehens mit Novitäten in Darmstadt bis zum 17. Mai 1846 hinzog, aber dann auch einen vollen Erfolg erzielte.

Die Kritik pries allseitig auch die Mangoldsche Komposition als eine dramatisch wirksame Musik mit anerkennenden, warmen Worten. Aber auch der Dullersche Text hat neben dem Wagnerschen seine eigenartigen Vorzüge. Während Wagner zwei Bestandtheile, die Sage vom Sängerkriege auf der Wartburg und die vom Tannhäuser im Venusberg, miteinander verschmolzen und auch die Motive der Legende von der heiligen Elisabeth damit verwoben hat, hält sich die Dullersche Dichtung enger an das Volkslied. Während ferner Wagner Tannhäusers Pilgerfahrt gen Rom und den Bannfluch des Papstes in Form eines Rezitativs seinem Helden in den Mund legt, führt sie uns Duller dramatisch auf die Bühne; nur wählt er statt des Papstes Urban in Rom den Patriarchen in Jerusalem. Auch den treuen Eckart, den Warner vor dem Venusberg, hat Duller wirkungsvoll auf die Bühne gebracht und in seiner Tochter Innigis ein für Tannhäuser sympathisch fühlendes Wesen eingeführt. Originell ist das von Duller erfundene Motiv, den im Venusberg schwelgenden Tannhäuser aus seinem Sinnentaumel aufzurütteln, ihn an die Außenwelt und sein Seelenheil zu erinnern. Nach Duller schickt nämlich Venus den Amor aus,

die Kinder der Bürger Eisenachs, die sich auf der städtischen Festwiese vergnügen, an sich zu locken und in den Hörselberg zu entführen. Der Anblick dieser unschuldigen Kleinen, die den jammernden Eltern, wie weiland die Kinder durch den Rattenfänger in Hameln, entrissen wurden und die nun für ewig verdammt sind, in dem Zauberberge zu weilen, giebt Tannhäuser die Besinnung wieder. „Mir dämmert's, wie alte Sagen — von Gott! — Die Kinder mahnen mich daran!" — so ruft er aus und will entfliehen. Aehnlich wie bei Wagner, oder richtiger dem Inhalt des alten Volksliedes gemäß, giebt Venus endlich nach Widerstreben ihren Liebhaber unter der Bedingung, ihr Lob in aller Welt zu künden, frei, behält aber die Kinder als Pfand der Wiederkehr Tannhäusers, die sie voraussieht, bei sich im Zauberberge. Erst der blühende Stab bringt den Kleinen und Tannhäuser die Erlösung. Duller hat dies Blühen des Stabes sofort seiner Handlung einverleibt, während es Wagner ebenso wie die Pilgerfahrt und Verdammniß seines Helden von ihm selbst erzählen läßt. Erst in seiner späteren Bearbeitung 1847 läßt er, wie es noch heute auf der Bühne dargestellt wird, die Pilger mit dem blühenden Stabe am Schlusse erscheinen. Ja, alles in allem miteinander verglichen, hat sogleich beim Erscheinen der beiden Tannhäuser-Opern einer unserer bedeutendsten Litterarästhetiker, Dr. Gräße, in seinem Tannhäuserbuch (2. Aufl., Dresden 1861, S. 25) der Dullerschen Arbeit den Vorzug gegeben.

Der Text Dullers beginnt mit der Verlockung des auf der Jagd befindlichen Tannhäuser durch Venus trotz der Warnung des getreuen Eckart und der Klage seiner Tochter Innigis, die den Helden liebt, und beide enteilen, den Entschwundenen zu suchen und zu retten; doch vergebens. Eigenartig und dramatisch sehr lebendig ist am Schlusse des ersten Aktes das Volksfest erdichtet, bei dem die Kinder durch Amor verlockt werden.

Der Anfang des zweiten Aktes bei Duller ähnelt sehr der Situation bei Eröffnung der Wagnerschen Oper. Auch hier hat der Dichter nichts an Feerie gespart, wie es sich nur die üppigste Phantasie ausmalen kann. Auch hier darf das Lied, das Duller seinem Tannhäuser in den Mund legt, mit Wagners Preislied auf Venus verglichen werden. Es lautet:

Ach, all mein Leben war nur ein Traum,
Ein Traum vom Zauber des Schönen;
Mein Herz ein voller Liederbaum,
Daran Blüthen wuchsen zu Tönen.
Ich habe gesucht mit unnennbarem Drang
Der Schönheit Urbild auf Erden,
Da rief mir der süße, verlockende Klang:
Hier soll es zu eigen dir werden!
Ich schaue der Schönheit unendliche Pracht
Im Zauberpalast hier geborgen;
Es ist kein Tag, es ist keine Nacht,
Es ist kein Abend, kein Morgen.
Ihr faßt mich hier unten mit süßer Gewalt —
Und doch — mir graut! — als wär' ich gefangen.
O Freiheit! — o Lenz! — du grüner Wald,
O könnt' ich euch wieder erlangen!

Nur mit dem Schwur, falls er keine Vergebung seiner Sünden finde, wieder zu ihr zurückzukehren, entläßt ihn Venus. Mit großem Beifall ward die nun folgende Warnungsarie des getreuen Eckart bei der Erstaufführung in Darmstadt am 17. Mai 1846, von dem damaligen ausgezeichneten Bassisten Reichel außerordentlich wirksam zur Geltung gebracht, vom elektrisirten Publikum aufgenommen, so daß Duller für die folgende Darstellung noch eine Dacapo-Strophe hinzudichtete. Die Romanze vom getreuen Eckart lautet nun wie folgt:

Ich darf nicht ruh'n noch schlafen,
Und wandle ohne Rast!
Ich mache meine Runde
Stets um den Zauberpalast.

Ich wandle mit dem Schwerte,
Zieh' immerdar den Bann
Als der getreue Eckart
Und warne Jedermann.

Und wenn ich einst gestorben,
Will ich nicht ruh'n im Grab,
Will immerfort noch wandern
Die Erde auf und ab;
So oft die Sünde locket,
Den Ruf erheb' ich dann
Als der getreue Eckart
Und warne Jedermann.

Käm' je auf deutschen Boden
Süß werbend fremde List,
Und lockte, die Treu' zu vergessen,
Die Deutschlands Kleinod ist;
Dann wache ein treuer Eckart,
Der warne Jedermann,
Daß Treue in deutschen Landen
Nicht untergehen kann!

Da erscheint Tannhäuser auf der Spitze eines Felsens, von Innigis geleitet, und Beide schließen sich Wallfahrern, den Eltern der entführten Kinder, gen Jerusalem an. Sehr stimmungsvoll ist der Pilgerchor, in den die Beiden einstimmen:

O theures Land, das uns gebar,
Das stets uns treue Mutter war,
Leb' wohl zu tausend Malen;
Wir wissen, da wir von dir geh'n,
Nicht, ob wir je dich wiederseh'n,
Umgoldet von Morgenstrahlen.
Leb' wohl, du schönes Thüringerland!
Leb' wohl, mein theures Heimathland!

Und der getreue Eckart, der zurückbleibt, ruft ihnen den Scheidegruß zu:

Lebt wohl, lebt wohl! Mit treuer Hand
Führ' Gott euch heim ins Vaterland!
Lebt wohl zu tausend Malen!
Der Herr erhör' mein heißes Fleh'n,
Daß wir uns Alle wiederseh'n,
Umgoldet von Morgenstrahlen.
Lebt wohl! Euch führe Gottes Hand
Zurück ins theure Heimathland!

Der dritte Akt führt uns in die Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem. Hier also erfolgt die äußerst wirkungsvolle Verdammungsscene Tannhäusers auf der Bühne im Beisein der Wallfahrer und von Innigis. Während die Ersteren entsetzt wie vor einem Pestkranken entweichen, nimmt sich Innigis des betäubt zu Boden Gefallenen liebevoll an.

Im letzten Akte treten die Beiden in Pilgerkleidern wieder in der deutschen Heimath auf, und Tannhäuser begrüßt sie mit folgender inniger Apostrophe:

Ich bin unter Lorbeern gegangen,
Hob rastend zu Palmen den Blick,
Doch sehnt' ich mit heißem Verlangen
Mich zur deutschen Eiche zurück.
Ich wallte von Reichen zu Reichen;
Wieviel ich des Herrlichen fand,
Dir läßt kein Land sich vergleichen,
Du deutsches Vaterland!

Die Berge und Thäler und Triften,
Sie winken so traulich mir zu;
Es jauchzen die Vöglein in Lüften:
„O Himmel, wie herrlich bist du!"
Dich preiset das Rauschen der Quelle;
Dein freut sich, so oft sie erstand,
Die Sonne und krönt sie mit Helle,
Mein deutsches Vaterland!

Sei gesegnet für ewige Zeiten,
O Heimath, mit deutschem Geschlecht!

Mög' stets es dein' Ehre verbreiten
Durch Wahrheit und Treue und Recht!
O möge es steh'n wie die Eichen
Im Sturm als gewaltig erkannt;
Dein Volk, mög' es Keinem je weichen,
Du deutsches Vaterland!

Tannhäuser ist entschlossen, zum Venusberg, wie er gelobt, wenn er nicht Gnade finde, zurückzukehren, und Innigis folgt ihm, trotz der Bitten ihres Vaters, des getreuen Eckart. Alle sinken beim Verschwinden der beiden Liebenden zum Gebet in die Knie, Eckart, nachdem er zuvor den Stab vor dem Zauberer hingepflanzt. Plötzlich sprossen aus diesem drei Rosen hervor und Eckart berührt, während Alle freudig das Wunder schauen, damit den Felsen, indem er ausruft:

Im Namen der ewigen Güte
Im Namen der Liebe und Treu'!
Zersprenge die Felsen, o Blüthe,
Und gieb die Gefang'nen uns frei!

Die Wallfahrer wiederholen dies Gebet, da weichen die Felsen auseinander, und Tannhäuser und Innigis mit den entführten Kindern treten heraus. Gerührt schließen die Eltern ihre geretteten Kinder in die Arme, und mit dem Schlußdankeschor:

Der Herr mit seiner Rechten
Führt uns aus Todesnächten.
O ewige Treu', du wankest nicht!
Preis dir und Dank, du ewiges Licht!
Hallelujah! Hallelujah!

endet mit machtvollem Orchesterschwung die Mangoldsche Oper.

Obwohl uns die Mangoldsche Komposition musikalisch unbekannt und ihr Erfolg uns nur durch Hörensagen verbürgt ist, dürfen wir doch sagen, daß ihr die Wagnersche den Rang ab-

gelaufen und sich, abgesehen von dem Darmstädter Hoftheater, allein auf in- und ausländischen Bühnen behauptet hat.

Den Leser mit dem Inhalt der Wagnerschen Dichtung und Eigenart und ihrer Musik nun näher bekannt zu machen, dürfte wohl überflüssig erscheinen. Auch den Musikkennern ist vielleicht bekannt, daß wir in Wagners Tannhäuser schon deutlich die Verwendung bedeutungsvoller melodischer Momente im sog. Themenwesen entdecken, der wir später bei des Meisters größeren Schöpfungen in ausgeprägter Knappheit in den sog. Leitmotiven begegnen. Solcher Themen hat Arthur Smolian (Baireuther Bl. 1891) 35 festgestellt.

Das erste benennt er: „Die Weise der begnadigten Pilger", die mit feierlich-ernsten Klängen in der Ouvertüre ertönt und uns in eine Welt des Glaubens versetzt, worin Schuld und Sünde durch aufrichtige Buße und „der Reue Nothruf" — so lautet das zweite Thema — die Gnade erlangen können. Hiermit leitet die Musik zum dritten Thema, der „Gnadenfestweise", über. Diese Klänge, mit denen sich die Jubellaute der verjüngten Natur sympathisch vereinen, ziehen mit wehmüthig-süßem Schauer an unserem Ohr vorüber, als plötzlich wilde, leidenschaftsvolle Töne aus einer ganz anderen Welt in diesen Gottesfrieden hereinbrechen. Es ist ein bacchantischer Reigen (4) mit sinnberückenden Jubelklängen (5). Die betäubende Musik schwillt an zu ungestümem Jauchzeu (6) und kühnem Sehnen (7) und schmettert der Welt ihren wilden Warnruf (8) entgegen. Toll irren die sinnberauschenden Klänge durcheinander, im Menschen heiße Sündensucht (9) erweckend, und enden in einem begeisterten „Liebesjubellied" (10):

> Dir töne Lob! Die Wunder sei'n gepriesen,
> Die deine Macht mir Glücklichem erschuf!
> Die Wonnen süß, die deiner Huld entsprießen,
> Erheb' mein Lied in lautem Jubelruf!

Nach Freude, ach! nach herrlichem Genießen
Verlangt' mein Herz, es dürstete mein Sinn:
Da, was nur Göttern einstens du erwiesen,
Gab deine Gunst mir Sterblichem dahin! . . .

Mit dieser dithyrambisch-schwungvollen Anrufung zwingt er den üppigen Zauber vollends zu sich heran, und dieser überfluthet ihn nun mit allen seinen Klängen berückender Lust und zeigt ihm unter den, wie von zitterndem „Lichtschein" überstrahlten Tönen der „Verführungsmelodie" (11) das begehrende Weib als Lohn und Ergänzung seiner glühenden Begierde. In dem nun folgenden Sinnenrausche wiederholen sich die vorher bewährten Motive sündiger Lust, des Liebesjubelliedes und des Warnrufes der Welt. Mit diesem Siege der Sinnenlust über religiöse Erlösungssehnsucht leitet die Ouvertüre zur ersten Szene hinüber.

Der Vorhang rauscht in die Höhe, und wir werfen den überraschten Blick in eine magisch beleuchtete, unterirdische Grotte mit rieselnden Quellen und feenhaft sich erweiternden Hallen. Rechts schlingen Bacchantinnen einen wilden Reigen mit „Trunkenheitsgeberden" (12), dessen Ausartungen im „zwingenden Zauber der Sinne" (13) durch das Einmischen von Grazien gemäßigt wird, links erblickt man die heidnische Göttin der Sinnenlust schmachtend hingegossen, und in ihrem Schoße ruht Tannhäusers Haupt. Amoretten haben in den wilden Taumel der Tanzenden ihre Pfeile entsandt, die davon Getroffenen werden von den Grazien zu Paaren vereint und in den Hintergrund abgeführt. Die Musikwellen ebnen sich zu dem Lockruf (14): „Naht euch dem Strande, wo in den Armen glüh'nder Liebe selig Erwarmen still' eure Triebe!" und daran schließt sich die Melodie der Friedenskunde (15): „Ewiglich fließe dir der Freuden Quelle, und nimmer sollst du von mir flieh'n!" Ferne Sirenenklänge und das dem Verführungslied der Venus entnommene

Thema der „Liebesumarmungen" (16) mischen sich mit anderen Motiven, dem der Friedenskunde, dem zwingenden Zauber der Minne und dem bacchantischen Reigen, da vernimmt man dumpfes Glockenläuten, von dem Tannhäuser träumt, das ihn an die heimische Erde erinnert, der er entrissen. Mit Allgewalt erfaßt ihn da ein heißes Heimweh nach der oberen Welt, in welcher der Frühling mit seinem ewigen Reiz eingezogen. Den sich aus ihren Armen entwindenden Geliebten sucht Venus mit ihrem Lockruf und ihrer Verführungsmelodie zurückzuhalten:

Geliebter, komm! Sieh' dort die Grotte,
Von ros'gen Düften mild durchwallt,
Entzücken böt' selbst einem Gotte
Der süß'sten Freuden Aufenthalt:
Besänftigt auf dem weichsten Pfühle,
Flieh' deine Glieder jeder Schmerz,
Dein brennend Haupt umwehe Kühle,
Wonnige Gluth durchschwell' dein Herz! . . .

Zweimal gelingt es ihr, den Ritter zum Anstimmen des Liebesjubelliedes zu bewegen, doch immer unwiderstehlicher kehrt ihm das Heimweh zur Oberwelt zurück mit dem Bittrefrain: „Aus deinen Reichen muß ich flieh'n, o Königin, Göttin laß mich zieh'n!" In den Einleitungsklängen des Verführungsgesanges erkennt Smolian beim Andante das Thema des „bannenden Blickes" (17). Es wiederholen sich bei der Verlockung Tannhäusers frühere Motive, bis bei der Wiederkehr der Sehnsucht in des Ritters Herzen nach der Oberwelt sich der Göttin Sirenengesang in zornige Verwünschung (18) verwandelt:

Zieh' hin, Wahnsinniger, zieh' hin!
Verräther, sieh', nicht halt' ich dich.
Ich geb' dich frei — zieh' hin, zieh' hin!
Was du verlangst, das sei dein Los!
Hin zu den kalten Menschen flieh',

Vor deren blödem, trübem Wahn
Der Freude Götter wir entfloh'n
Tief in der Erde wärmenden Schoß,
Zieh' hin, Bethörter! — Suche dein Heil,
Suche dein Heil und finde es nie!

Es folgt nun in der Pariser Bearbeitung ein Wechselspiel, das unsere jetzige gewöhnliche Textausgabe nicht enthält, worin Venus ihm mit der Wiederaufnahme winkt, wenn der Tod ihn fliehe und selbst das Grab sich schließe. Tief erschüttert, aus diesem Munde an Tod und Grab erinnert zu werden, antwortet der „nach Kampf sich sehnende" Held: „Mein Heil ruht in Maria!"

Das Zauberwort reinigt wie ein wohlthuendes Gewitter die Luft von gefährlichen Dünsten, und mit dem Versinken der verführerischen Göttin und ihrer Zauberwelt steigt die frische und erquickende Waldespracht des Thüringer Berglandes vor uns auf, im Hintergrunde die malerischen Zinnen der Wartburg.

Das maiduftige Schalmeienlied, das ein Hirte seiner Flöte entlockt, versetzt uns mit süßen Klängen in die echt deutsche Volkssage der wunderthätigen Frühlingsgöttin Holda. Daran reiht sich die glaubensinnige „Wallfahrtsweise" der Pilger (19), die mit Reminiszenzen früherer Motive in die Töne des „Glaubensspruches" (20) übergeht.

Nachdem der Hirt ihnen einen frommen Gruß zugerufen, sinkt Tannhäuser in die Knie und preist die Gnade des Allmächtigen in den Tönen eines begeisterten Wunderdankes (21). Unter den Klängen der Wallfahrtsweise ziehen die Pilger fort, während Tannhäuser sich in inbrünstigem Gebete seiner Sünden anklagt („Neuer Nothruf"). Von fern und dann immer näher erschallt fröhlicher Jagdruf (22), dem andere Hörner antworten, — der Landgraf und die Sänger treten auf, ihre Anrede beim Anblick des so lange vermißten Freundes geht in das Thema

der verwunderten Frage (23) über, dem sich dann später ein warmer Ruf zur Rückkehr (24) anschließt: „O kehr' zurück, du kühner Sänger!" Darauf folgt der Hochgesang der Freude (25), worauf Tannhäusers Wiederkehr mit schmetternden Fanfaren und lautem Jubel „wonnigster Lebenslust" zum vollsten Fortissimo des Orchesters ausklingt.

Ueber alle Beschreibung schön sind die Jubellaute, mit welchen zu Beginn des zweiten Aktes Elisabeth die Sängerhalle begrüßt, worin Smolian zwei hervortretende Themen unterscheidet: das erste der Freude über die Rückkehr des Sängers, das zweite der ungeduldigen Erwartung, womit sich die Klänge der Freude in Tannhäusers Brust vermischen. Hiermit wird das erste Thema aufs neue angeschlagen, wobei sich „die Hoboe mit einer wunderbar ergreifenden Melodie erhebt, welche aus Melismen des folgenden Gesanges der Elisabeth gebildet ist". Diese Melodie, die in dem Klavierauszug nicht enthalten ist, hat Smolian am Ende seiner Thementafel angegeben. Nach dem Monolog der Elisabeth ertönt als neues Thema der Dankesgruß (26): „O stehet auf, nehmt meinen Dank, daß ihr zurückgekehrt!" Wunderbar ergreifend ist Elisabeths Befangenheit und Tannhäusers Ungestüm bei diesem Wechselgesang gemalt, der in dem Thema der Liebeslust (27) seinen Höhepunkt erreicht. Die Schilderung des „unverstandenen Sehnens und Verlangens" mit der beklommenen Begleitung der gedämpften Streichinstrumente, und zumal der zweite, rein deklamatorische Theil gehören in der erschütternden Wahrhaftigkeit des seelischen Ausdrucks zu den vollendetsten Kundgebungen der musikdramatischen Inspiration. Mit Tannhäusers Berufung auf den Gott der Liebe ist für Elisabeth das Räthsel ihres Herzens gelöst, und in voller Erkenntniß ihrer Zueinandergehörigkeit jubeln die Seelen Beider sich nun in einem Zweigesang aus. Sein zweites Thema klingt an den Dankesgruß an, und indem es allen Zauber einer

keuschen und tiefbegeisterten Liebe zum Ausdruck bringt, läuft es in ein stürmisches Orchesternachspiel aus.

Nach dem väterlichen Zuspruch des hinzugetretenen Landgrafen ertönt die glanzvolle Trompetenfanfare, die den festlichen Einzug der Gäste und Sänger verkündet. Somit wird der Sängerwettstreit vorbereitet, der den Charakter des mittelalterlichen Minnedienstes deutlich bekundet. Dementsprechend lautet das Thema, das den Sängern zum Preislied von dem Landgrafen gestellt wird: „Der Liebe Wesen." Bei der schwärmerisch-verzückten Auffassung Wolframs von der Idee der Liebe nach seinem „Hohelied der Minne" (28) erwacht in Tannhäusers Busen die Erinnerung genossener Liebeslust mit aller Heftigkeit, und er stimmt sein Liebesjubellied zum Preis der Venus an. Bei dieser Enthüllung entbrennt der eigentliche Kampf der Sänger, den die rührenden Klagen und schließlich die Fürbitte (29) der am tiefsten durch Tannhäusers sündigen Gesang verwundeten Elisabeth schlichten. Zur Entscheidung des Landgrafen ertönt dann wieder die Wallfahrtsweise, woran sich zuletzt das Bußgebet (30) der Ritter und Sänger schließt. In das Aufflackern des Zornesausbruches der Edlen dringt besänftigend die Gnadenfestweise und der Glaubensspruch der Pilger; den Ruf Tannhäusers: „Nach Rom!" wiederholen die Sänger und Ritter, und damit schließt das Orchester.

Die Einleitung zum dritten Akt läßt die Motive der Pilgerfahrt ertönen, doch es gesellt sich noch ein neues Thema hinzu: das der nagenden Reue des Sängers (31). Dem mächtig anschwellenden Erlösungssehnen in dem Herzen des Bußfertigen anworten zweimal die machtvollen, doch kirchlichstrengen Verheißungsklänge (32). Im folgenden wiederholen sich alle besprochenen Motive, wie z. B. das Hohelied der Minne in Wolframs Munde, ferner Themen der Pilger, dann die Motive der Fürbitte in Elisabeths Entschlusse nach ihrem wunderbar ergreifenden

Gebete. Wolframs Entsagung klingt in dem wehmüthigen Liede an den Abendstern aus, wie in schwermüthiger Träumerei schaut er der zur Wartburg aufsteigenden und zum Himmel deutenden Elisabeth nach, die, von dem Tannhäuser nicht entsühnt zurückgekehrt, nun in ihrer Selbstaufopferung ein Mittel zu seiner Erlösung erblickt. Da tritt Tannhäuser auf und mit ihm ertönt ein neues Thema, das des Fluches (33). In seine Erzählung von seiner vergeblichen Romfahrt mischen sich dann noch die Themen der nagenden Reue und der Verheißungsklänge. Im Gegensatz hierzu erklingen die bacchantischen Reigen und die Lockrufe der Venus, die den ungetreuen Mann mit ihren Sirenengesang wieder an sich ziehen will. Ein heftiger Kampf entbrennt im Innern des vom Papste verworfenen Sünders, schon gewinnt das sündige Verlangen in ihm die Oberhand, da entreißt Wolframs Ruf: „Elisabeth!" den Verzweifelten dem bösen Zauber. Zugleich naht sich ein ernstfeierlicher Chor, der die Leiche Elisabeths zu Thal geleitet, erschüttert sinkt Tannhäuser mit den Tönen der Fürbitte an ihrem Sarge nieder, begeistert fallen die Pilger mit der Verkündigung des Gnadenwunders ein: symbolisch verkündet die Erscheinung eines Boten vom Papste die Verwandlung des Fluches in Segen durch Vorzeigen des ergrünten Stabes, — schmetternd und brausend schwillt das Orchester in pompösem Schwung wie die Posaunen Jerichos, gewaltig und mächtig wie die Drommeten des jüngsten Gerichtes.

Daß die Wagnersche Oper eine köstliche Parodie hervorgerufen, über deren Anhörung der Meister selbst herzlich gelacht haben soll, wird unsern Lesern wohl bekannt sein; doch wird man es uns wohl gern erlassen, näher darauf einzugehen.

Wir können von der Tanhäusersage nicht scheiden, ohne wenigstens mit ein paar Worten des Minnesanges von Julius Wolff zu gedenken.

Der Dichter folgt in diesem Epos, das alle Vorzüge seiner

Muse: Frische und Farbenpracht, Gluth und Innigkeit in reichem Maße aufweist, der geläufigen Tradition: Heinrich v. Osterdingen und Tannhäuser seien ein und dieselbe Person. Den Namen „Tannhäuser“ trägt er nur als Pseudonym, er bedeutet soviel als „der im wilden Tann hausende Flüchtling“, als welchen wir ihn zuerst bei einem Klausner kennen lernen, weil ihn des Kaisers Acht und Bann wegen eines Versuches zur Befreiung des von Heinrich VI. gefangen gehaltenen Richard Löwenherz getroffen. Hierauf sehen wir ihn als Klosterbruder im Stifte zu Adamunt, wobei das Mönchsleben mit köstlichem Humor geschildert wird. Doch den Helden, den eine glühende Sinnlichkeit und ein unwiderstehlicher Abenteuerdrang beseelen, duldet's nicht in der weltabgeschiedenen Klosterzelle, vor allem treibt es ihn hinaus, der Minne Leid und Lust zu erfahren; denn seine Schutzgöttin ist Venus, der Inbegriff aller weiblichen Reize. Er lernt die Minne kennen am Minnehof zu Avellenz, eine Schilderung voll echt mittelalterlichen Minnewesens mit all dem verführerischen Zauber ungebundener, schrankenloser Sinnlichkeit. Von nun an treibt ihn die Liebe auf günstigem Schiffe; doch auch der Minne Leid bleibt ihm nicht erspart, Verrath und Treulosigkeit lernt er kennen, wobei der Damen Laune, sowie die Tollheit übermüthiger Streiche lebhaft an den schmachtenden und verhöhnten Liebesritter Ulrich von Lichtenstein erinnern. Doch den gekränkten und betrogenen Tannhäuser lohnt aufs neue aufopfernde und hingebende Liebe auf den Lagunen von Venedig vor seiner Fahrt ins gelobte Land.

Darnach lernen wir den Helden als Minnesänger im Sängerstreit auf der Wartburg als Gegner Wolframs v. Eschenbach, des Dichters des Parcival, kennen. Er hat also hier nur den einen als Vertreter der Gottesmänner gegen sich, mit den anderen Sängern der damaligen Zeit sympathisirt er, besonders mit Walther von der Vogelweide und auch mit Gottfried von Straß-

burg, dem Dichter von Tristan und Isolde. Auch endet der Sängerwettstreit versöhnlich, nicht wie in der Sage durch Vermittelung eines Klingsor aus Ungarn, sondern indem der siegreiche Wolfram in dem überwundenen Tannhäuser doch eine Autorität anerkennt.

Eigenartig ist auch bei Wolff Tannhäusers Verweilen im Venusberg aufgefaßt. Weil ihm seine Jugendgeliebte Irmgard, die sich inzwischen vermählt hat, da sie von ihrem verschollenen Gatten noch keine verbürgte Todesnachricht erhalten, in ihrem Pflichtgefühl der Minne Lohn weigert, treibt ihn seine glühende Sehnsucht, der Minne Wesen ganz und um jeden Preis zu ergründen, zu der Teufelin Venus in den Hörselberg. Diese aber, nachdem sie den Sinnestaumel des Liebesdürstigen gefühlt, schleudert ihn mit Hohnlachen als einen, göttlicher Liebe unwürdigen Schwächling zur Oberwelt zurück. Hierauf unternimmt er reuig und zerknirscht seine Bußfahrt gen Rom, wo ihm im Lateran nach seiner sinnlich glühenden Schilderung im Venusberg der hartherzige Papst Innocenz III., der Gegner der Hohenstaufen, zu welcher Partei Tannhäuser auch gehört, die Absolution mit der bekannten Verheißung vom niemals ergrünenden Stabe in seiner Hand versagt. Doch die Verzweiflung treibt ihn nicht wieder in die Arme der Teuflin zurück. Wie der Mönch Ekkehard in Scheffels bekanntem Roman, gewinnt er in der Einsamkeit der Natur seine Ruhe und sein Selbstgefühl wieder. Zugleich erwacht in ihm der Schaffensdrang, er erkennt seinen eigentlichen Dichterberuf, und wenn nach Goethes Tasso „der Mensch verstummt in seiner Qual, gab ihm der Gott zu sagen, wie er leidet“. Wie der Mönch Ekkehard in der Gebirgseinsamkeit einen gewaltigen Heldensang, das Waltharilied, ausströmt, so haucht er all das Weh und die Lust der Erinnerung in eine großartige Epopoe, in der sich zugleich die heißen Ringkämpfe der Zeit, der Streit der Welfen und Ghibellinen widerspiegelt,

es ist der größte germanische Heldensang, das Nibelungenlied, das ja bekanntlich von vielen dem Heinrich v. Osterdingen, den Julius Wolff zugleich aus dem österreichischen Geschlechte der Kürenberger stammen läßt, zuschreiben. Daß aber der Name des Verfassers ungekannt und ungenannt bleibt, motivirt Julius Wolff damit, daß der Papst, obwohl er dem Tannhäuser infolge des eingetretenen Wunders vom plötzlich ergrünten Stabe die Absolution seiner Sünden zuerkennen muß, ihm als Buße auferlegt, seinen Namen zu verschweigen. Im übrigen huldigt Wolff auch der Moral, die der Schluß eines mittelalterlichen Volksliedes vom Tannhäuser, niedergelegt im sog. Entlebuch des Kanton Luzern, mit den Worten ausspricht:

„Drum soll kein Papst, kein Kardinal,
Keinen Sünder nie verdammen,
Der Sünder mag sein, so groß er will,
Kann Gottes Gnad' erlangen." —


PRINCETON UNIV

32101 072908229

